

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 37 (1961-1962)
Heft: 6

Artikel: Die Rose von Jericho : oder des Baslers Heimweh
Autor: Brandmüller, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073925>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE ROSE VON JERICH

oder

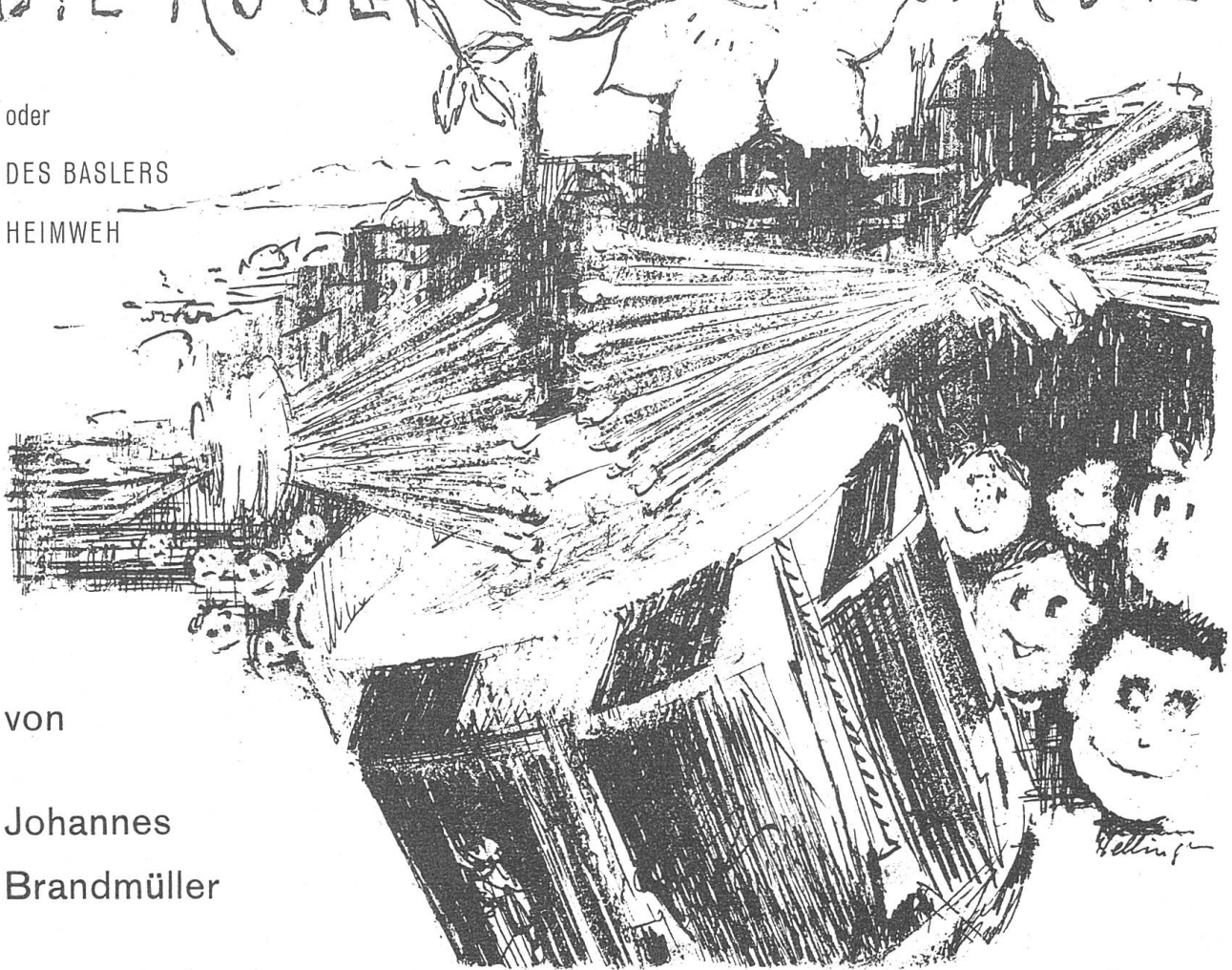
DES BASLERS

HEIMWEH

von

Johannes

Brandmüller



In meinem Elternhaus lebte lange Jahre eine treue Köchin. Ein energisches Frauenzimmer war Lina und wußte genau, was sie wollte. Alles war immer zum Besten, ließ man sie nur machen, wie sie wollte. Ich war ihr besonderer Freund, und als ich schreiben gelernt hatte, saß ich viel bei ihr in der Küche und kritzelte mit Eifer die Rezepte, die sie mir preisgab, in ein schwarzes Wachstuchnotizbüchlein mit rotem Schnitt, das mein ganzer Stolz war. Lina war ein sonderbarer Mensch. Mir war sie sehr zugetan. Ich bewunderte sie – schon weil sie immer munter und vergnügt war, trotzdem sie Tag für Tag früher aufstand als ich. So fügte es sich, daß sie mir allein ihren wertvollsten Besitz zeigte. Sie hatte mir oft davon erzählt, und

eines Tages brachte sie ihre Rose von Jericho mit in die Küche.

Die Rose von Jericho, die ich mir allerdings nach ihren Erzählungen anders vorgestellt hatte, war ein struppiger, kleiner Ball eng verknoteter, eingerollter Ästchen und Zweiglein. An einem kurzen Stielchen konnte man die Rose von Jericho halten. Behutsam nahm ich das kleine Wunder in die Hand und besah es von allen Seiten. Rauh fühlte es sich an und sah nach nichts aus. Und dann setzte es Lina mit großer Feierlichkeit auf ein Glas voll Wasser. Jede Stunde schlich ich wieder in die Küche, um zu sehen, ob sich das Wunder, das Lina vorausgesagt, schon vollzöge. Mit staunenden Kinderaugen beobachtete ich von Mal zu Mal,

wie sich die struppigen, zur Kugel geballten, feinen Zweiglein säuberlich zu entwirren begannen und sich langsam entrollten, bis sie schließlich nach allen Richtungen strackig auseinanderstrebten und die Rose von Jericho, einem kleinen Bäumchen gleich, auf dem Glas thronte. Aber ich staunte noch mehr, als sich das Wunderbäumchen ganz allein wieder zum Schlaf einrollte, kaum hatte man's von seinem gläsernen Thron weggenommen. Lina schwor mir, ihre Rose von Jericho bleibe jahre- und jahrzehntelang unverändert zur Kugel gerollt, bis sie wieder aufs Wasser gesetzt würde.

Mit dem untrüglichen Gefühl des Kindes hatte ich verstanden, daß Lina keines ihrer wenigen Besitztümer höher schätzte, als ihre Rose von Jericho, und deshalb begriff auch niemand, weshalb sie von mir einen Kuß bekam, als sie mir zu meiner Konfirmation ihre Rose von Jericho schenkte. Sie strahlte nur mit feuchten Augen – und ich auch.



Unlängst war ich zu kurzem Besuch im Hause eines Freundes, der fern der heimatlichen Stadt Basel seinen Beruf ausübt. Seit Jahren schon lebt er dort auf vorgeschobenem Posten in einem Teil der Heimat, der jede Fahrt nach Basel zur Expedition werden läßt. Seine Frau und er selber freuen sich daher über die Maßen, wenn Freunde aus Basel auftauchen. Es schwebt ein merkwürdiger, heimatlicher Duft über seinem Haus; wie mit unsichtbaren Buchstaben steht über seiner Haustüre zu lesen «hie Basel...», und man fühlt sich in seinen vier Wänden – nach all den Jahren – wie in einer baslerischen Enklave. Einige Gemälde an den Wänden, Stiche von Büchel und Matthäus Merian geben die Folie, den Rahmen für dieses schwer faßbare Heimatgefühl her, für diese lebendige Verbundenheit mit der Vaterstadt. Jedesmal, wenn ich bei ihm bin, ist die stundenlange Fahrt wie weggewischt, kaum habe ich sein Haus betreten. Mir ist dann, als sei ich nur schnell über die Straße gegangen.

Das Gespräch dreht sich viel um Basel. Ich muß erzählen und berichten, was nicht in der Zeitung stand. Ihm fehlt der enge Kontakt mit dem geistigen und gesellschaftlichen Leben der aus der Ferne noch in gesteigertem Maße verehrten Rheinstadt. Von Konzerten und Vorträgen, vom Theater, ja von Kinos ist die Re-

de; denn all das fehlt ihm sehr. Zeitung und Radio sind die Brücken mit Einwegverkehr, die ihn noch an die Stadt binden.

Das Gespräch kam auch auf jüngere Basler Autoren. Schmunzelnd betonte der Freund, statt aller Antwort, wieviel Zeit ihm sein Verschlagensein an den Rand der landläufigen Geographie gewähre, endlich auch einmal seinen Gottfried Keller, den Gotthelf und seinen Conrad Ferdinand Meyer wirklich und ganz zu lesen. Lächelnd griff er hinter sich in die Reihen seiner Bücher und holte einen schmalen Band hervor: «Der Schuß von der Kanzel».

Das Buch hatte mein Freund von seinem Vater geerbt, und es hängt eine Geschichte daran.



Der Vater meines Freundes, nennen wir ihn Ernst, wuchs als jüngster von vielen Brüdern unter der strengen Fuchtel einer sehr gescheiterten Mutter im frommen Elternhaus zu Basel auf. Obschon er, dem Beispiel eines seiner älteren Brüder folgend, das Studium der Theologie erwählt, war er doch ein überaus fröhlicher, lebensfroher Student, der im Kreise seiner Freunde manche heitere Stunde zu verbringen und manchen Becher trefflich zu leeren verstand.

Eines Tages aber war die Studentenzeit zu Ende; die Probepredigt war gehalten, und der junge Basler Theologe fand seine erste Kanzel sozusagen in partibus infidelium, irgendwo in einer kleineren Ortschaft am Nordostrand der Schweiz. Er ahnte nicht, daß er sein Leben lang dort bleiben würde. Daß er seiner Gemeinde zuliebe dem Wein für alle Zeiten abschwor, namentlich um einigen Mitgliedern seines Kirchensprengels im guten, heilsamen Beispiel voranzuwandeln zu können, das tat seinem allzeit heiteren Geist und fröhlichen Sinn keinen Abbruch. Doch auch die zahlreich in seinem Pfarrhaus heranwachsenden Kinder, das schöne Verhältnis mit seiner treuen Gattin und die guten Freunde, die er zu finden das Glück hatte, vermochten nie, das Heimweh und die Sehnsucht nach der Vaterstadt zu mildern. Oft mochte er den Rhein hinuntergeblickt haben, der ihn mit seiner engsten Heimat verband; oft dachte er, gewiß nicht ganz ohne Bitterkeit, an die Stadt Basel, die ihrem treuen, anhänglichen Sohn keine Kanzel übertragen wollte. War er vergessen, so vergaß er nicht.



Er blieb der Basler, wie er im Buche steht. Mit Eifer und Stolz wurde die heimische Mundart in seinem Hause gepflegt, und auch die eigenen Kinder sprachen zwei Mundarten, die Basels und die seiner Kirchgemeinde. Treulich hütete er die paar Bilder aus der geliebten Stadt. Und der angeborene Sinn für Witz und Humor, der in der heimatlichen Luft so wohl gediehen war, verkümmerte auch in seinem Exil nie. Kam da einst ein Gemeinderat in irgend einer Angelegenheit zu ihm ins Pfarr-

haus, setzte sich und begann sein Anliegen vorzubringen, hatte es aber unterlassen, seinen Hut abzunehmen. Ernst, unser Pfarrherr sah es wohl, entschuldigte sich für einen Augenblick und betrat dann seine Studierstube wieder, den weißen Strohhut auf dem pfarrherrlichen Haupt. Mit einem Blick auf den schwarzen Filz des Gemeinderates meinte er harmlos, er trage eben im Sommer lieber einen Strohhut. Der gemeinderätliche Filz gelangte dann erst vor der Haustür wieder auf den zu ihm gehörenden Kopf.

Aber auch im arbeitsreichen Leben eines Pfarrers kommen gelegentlich Augenblicke, wo



Unerwünschtes Schulterklopfen und «progressistisch» beherrschte Filmbeurteilung

Die kryptokommunistische «Andere Zeitung» aus Hamburg warf der «Neuen Zürcher Zeitung» «Hexenjagd in der Filmkritik» vor – mit dem Untertitel «Schwyzerische Sorgen um die bundesdeutsche Filmproduktion». Aus der Replik von ms. greifen wir zwei trübe Bemerkungen heraus:

Die Wahl des Wortes «schwyzerisch» für «schweizerisch» ist freilich in allen politischen Lagern und auch außerhalb der Politik, im schlichten deutschen Alltagssprachgebrauch, anzutreffen. «Schwyzerisch» fließt in die Rede oder in die Feder eines unserer nördlichen Nachbarn immer dann, wenn es gilt, die großdeutsch-brüderliche Herablassung, das für die Sorgen des kleinen Nachbarn verständnisbereite Schulterklopfen sprachschöpferisch auszudrücken. – Dennoch machen wir uns in der Schweiz, wo internationale Filmproduktion in breiter Fächerung vertreten ist, in aller Bescheidenheit Sorgen um den deutschen Film, der in den Schablonen der Unterhaltung und in den Klischees der thrillerhaften Gesellschaftskritik erstarrt ist, kaum mehr innere Lebendigkeit und geistige Ausstrahlung hat.

Daß die Kritiker, die nicht der äußersten Linken angehören, mit der Zeit auf die Schachzüge der «Progressisten» aufmerksam geworden sind und sich gegen ihre Beherrschung der von der «Fédération Internationale des Journalistes du Cinéma» vergebenen Preise

an den Festivals, auch in Locarno, zur Wehr setzen, ist freilich nicht nur erfreulich, sondern notwendig. Das Vorgehen dieser Leute zwingt jene Kritiker, die aus guter abendländischer Tradition Kunst und Politik trennen, zu den Waffen zu greifen, so ungern sie es auch tun. Und in den Waffengang mischt sich auch ein Bedauern deshalb, weil diese Leute meist nicht einmal ahnen, wie sehr sie vom Osten als Instrumente mißbraucht werden.

Damals und heute

Die Zeit unseres Abwehrkampfes im Zweiten Weltkrieg wird wieder viel besprochen. Nicht nur wegen des Buches von Jon Kimche. Auch der Tod von alt Bundesrat von Steiger war Anlaß zu solcher Betrachtung. In den «Glarner Nachrichten» schreibt «t.»:

Auch erinnere ich mich an die Bundesratswahl von 1940, als für den unvergeßlichen Bundesrat Rudolf Minger ein Nachfolger gewählt werden mußte. Allgemein erwartete man, daß die Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei Nationalrat Dr. Feldmann aufstellen würde. Zur großen Überraschung wurde aber Eduard von Steiger, der erst vor einem Jahr in den bernischen Regierungsrat gewählt worden war und den eidgenössischen Räten nie angehört hatte, als Kandidat aufgestellt. Die Königsmacher, vorab Nationalrat Roman Abt, hatten 1940 Feldmann abgelehnt, er war ihnen zu «nervös».

Bundesrat von Steiger trat sein Amt in schwerer Zeit an (das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement hatte bis 1940 Bundesrat Baumann inne), das ganze Staatswesen beruhte auf Notrecht, dem Vollmachtenregime, daneben war zu entscheiden, wie weit wir unsere Grenzen fremden Flüchtlingen öffnen sollten. Man setzte die Grenze auf hunderttausend Personen fest, und das war zu wenig, freilich vom heutigen Blickwinkel aus gesehen, damals war vielen auch hunderttausend fremde Münder zu hoch, wir wußten ja nicht, ob wir noch lange genug zu essen hätten. Das «Brot für Brüder» lernten wir damals aus der Nähe kennen.

die Sehnsucht nach dem väterlichen Basel übermäßig wird. Ein Brief, eine Zeitung, ja eine bedeutungsvolle Jahreszeit konnten der äußere Anlaß sein. Da langte dann der Herr Pfarrer seine gute Basler Trommel vom Schrank herunter, wog die sauber gedrechselten Schlegel in der Hand, tupfte auf das vertraute Kalbfell, das in seiner Mitte so schön schwärzlich, von vielen, dröhnenden Märschen zu erzählen wußte, und spannte dann das feine, fast durchsichtig glatt schimmernde Fell behutsam, Lederstrupfe um Lederstrupfe, immer eine überspringend, sorgsam über die Trommelseile herniederdrückend. Und dann trommelte er sich die ganze, ziehende, klopfende Sehnsucht aus dem Herzen heraus, daß die Scheiben leise mitklirrten. Ein probates Mittel! Nachher war ihm wieder wohl zumute. Ein Stück Basel war bei ihm zu Gast gewesen, und er selber hatte es hergezaubert, hergezwungen. Und dann stieg er wieder auf den Stuhl, um das geliebte Instrument zärtlich auf die Krone des altmodischen Schrankes zu heben.



Wieder schien es draußen Frühling werden zu wollen. Der Schnee war verschwunden; die Sonne wärmte schon ein wenig über die Mittagszeit, wenn man sich hinter die Fensterscheiben stellte. Es wurde nicht mehr gar so früh Nacht. Ernst saß an seinem Schreibtisch und überlegte sich die Kinderlehre für den kommenden Sonntag. Er hatte den Kindern vom wunderbaren Übergang über den Jordan erzählt, wo die Kinder Israels trockenen Fußes durch den Fluß geschritten waren, dieweil das Wasser, das im Jordan von oben herabfließt, abriß und über einem Haufen stehen blieb, das Wasser aber, das zum Toten Meer hinunterlief, abnahm und verfloß. So war das Volk hinübergegangen gegen Jericho.

Und nun bereitete sich der Herr Pfarrer darauf vor, den Kleinen von der merkwürdigen Eroberung von Jericho zu berichten. Wie hieß es doch da? Er schlug seine Bibel auf und las nach im 6. Kapitel des Buches Josua, wo es im 20. Vers hieß: «Da machte das Volk ein Feldgeschrei, und man blies Posaunen. Und die Mauern fielen um, und das Volk erstieg die Stadt, ein jeglicher stracks vor sich. Also gewannen sie die Stadt.» Ja, so war das vor Jericho gewesen. Er sann über die sonderbare Methode, die

Mauern einer festen Stadt zum Einsturz zu bringen. Sein Blick blieb an einer der saftigen Zeichnungen des Urs Graf hängen, und die kraftvollen Landsknechtgestalten, namentlich der eine Mann zu äußerst links im Bilde, der die große Trommel auf dem Rücken trug, führten seine Gedanken auf absonderliche Wege.

Wie würden wohl die Basler den Befehl des Herrn aufgefaßt und ausgeführt haben? Er gedachte des lauten Getümmels, das um die vierte Morgenstunde alljährlich die Mauern der inneren Stadt beim Dröhnen der Trommeln erzittern ließ, und vor sich hinlächelnd, sah er in seinen Gedanken einen Gewalthaufen Urs Graf'scher Landsknechte, mächtig die Trommel rührend, um die feste Stadt Jericho herumziehen, bis die Mauern umfielen. Wie eine Rose von Jericho begann sich sein Heimweh nach dem krachenden, dröhnenden Widerhall der vielen Trommeln an den hohen Hauswänden der schmalen, nachtdunkeln Gassen zu Basel auf dem Wasser dieser merkwürdigen Gedanken auseinanderzufalten, zu straffen, zu strecken und aufzublühen.

Nicht Stolz nur auf den machtvollen Klang des ureigensten Instrumentes seiner Vaterstadt, nein, eben diese vielleicht etwas abwegigen, eigenartigen Gedankengänge waren es, die zum folgenden führten.



Wie hatte doch der große Erasmus von Rotterdam am 26. September des Jahres 1526 an Nikolaus Varius geschrieben, um dem Ärger Luft zu machen, der ihn jedesmal befiel, wenn die Stille der Studierstube in seinem Haus «zur alten Treu» am ehrwürdigen Nadelberg durch das Dröhnen der Trommeln und das Schrillen der jubelnden Querpfeifen gestört wurde? «In alten Zeiten trieben die Korybanten durch den Lärm von Handtrommeln und Flöten die Menschen zur Raserei. Jenes Geräusch hat nämlich eine wunderbare Macht, die Geister zu erregen. Schrecklicher aber tönen unsere Trommeln! Und doch brauchen wir Christen diese jetzt im Kriege. Was sage ich im Kriege? Wir brauchen sie an Hochzeiten, brauchen sie an Festtagen, brauchen sie in der Kirche!»

Nichts Neues unter der Sonne!

Und als der Sonntag kam, erzählte Ernst in der Kirche den Kindern mit einzigartigem Schwung, voll mitreißender Begeisterung die

bemerkenswerten Umstände, die zur Eroberung der Stadt Jericho geführt hatten. Hingerissen hingen die Kinder an seinen Lippen, und seine Sehnsucht nach der guten Stadt Basel wuchs und blühte, wie die Rose von Jericho. War er bis hieher noch nicht so ganz im reinen mit sich selbst gewesen, ob er's tun sollte, so griff er nun ohne Bedenken hinter die Kanzel, hängte sich das solide Bandelier über den Talar, klemmte den Knoten im ledernen Riemen unter das Trommelseil und schlug den Kindern mit aller Macht des begeisterten Baslers einen saft- und kraftvollen Marsch vor, daß es von den Wänden und Gewölben des Gotteshauses nur so dröhnte!

Jene Kinderlehre blieb seinen jungen Zuhörern auch nach vielen Jahren so unvergessen wie die merkwürdige Eroberung der Stadt Jericho. Bald danach aber – die Gemeinde hatte ihrem Pfarrherrn den drastischen Religionsunterricht verstehend nachgesehen – erhielt Ernst von einem Mitglied des Gemeinderates den schmalen Band mit Conrad Ferdinand Meyer's «Schuß von der Kanzel» zugesandt, und er freute sich gewaltig darüber, wehte ihn doch aus dieser Geste ein Lüftchen an, welches ihn wiederum von ferne an sein Basel erinnerte.



Während ich noch auf die längst gelblich gewordene Jahreszahl und den Namenszug

des seither heimgegangenen Pfarrherrn mit der Trommel blickte, wie sie säuberlich geschrieben auf dem ersten Blatt des Bändchens zu lesen waren, fragte ich mich, was wohl aus der Trommel geworden sein mochte?

«Die Trommel?» zwinkerte mein Freund, «die steht heute bei mir. Wiederum im Exil, wiederum ein Symbol ungestillter Sehnsucht nach der Vaterstadt Basel, wo auch ich meinen Studien obgelegen.»

Wir gingen die wenigen Schritte hinüber ins Musikzimmer, wo die liebe alte Trommel von Jericho in der Ecke stand und schwieg. Ein kleiner Knirps aber, der Jüngste meines Freundes, noch nicht jählig, richtete sich eben mühsam und recht unbeholfen an der Trommel auf, und als er endlich auf den kräftigen Beinchen stand und sich am schwarz-weiß gestreiften Trommelrand festhielt, streckte mein Freund seinem Sprößling einen der beiden saubergedrechselten Schlegel hin. Die kleine Faust schloß sich energisch um den kugeligen Kopf des Schlegels, während die andere Hand den Rand der Trommel fahren ließ. Der kleine Baslersproß übte sich im Gehen und wanderte noch volle fünf bis sechs Schritte weiter, als sein stolzer Vater längst das andere Ende des Trommelschlegels losgelassen hatte.

So vermag die Trommel – buchstäblich – auch eine dritte Generation, und wohl noch manche mehr, fern von der Stadt am Rhein, wo sie zu Hause ist, aufzurichten. Auch wenn sich das Heimweh, wie eine Rose von Jericho, übergroß entfalten will.

* * FUULI * * * FUULI * * * FUULI * *

In der Schule nimmt der Lehrer das Steigern der Eigenschaftswörter durch. Um seine Schüler zu prüfen, fragt er: «Kann man ein Hauptwort auch steigern?» «Gewiss», ruft ein kleiner Pinggis vorlaut, «zum Beispiel das Wort Hut: Hut, Gox, Zylinder.» Tolles Gelächter der ganzen Klasse.

H. H.-H. in P.

Im Kindergarten ahmt ein Kind ein Tier nach. Die übrigen müssen raten. Bei der Vorführung von Köbeli will das einfach nicht gelingen. Schliesslich muss das «Tier» selber sagen, was es eigentlich darstellt. Köbeli: «lg bi dank e Bazille.»

K. E. in L.

Bücher von Adolf Guggenbühl

Glücklichere Schweiz

Betrachtungen über schweizerische Lebens-
gestaltung

4.–6. Tausend. Fr. 13.50

Kein einfach Volk der Hirten

Betrachtungen zur schweizerischen
Gegenwart

3. Auflage. In Leinen Fr. 14.30

Der schweizerische Knigge

Ein Brevier für zeitgemässe Umgangsformen
53.–63. Tausend. In Goldfolienumschlag Fr. 5.20

Ein reizendes Geschenk für gute Freunde und
heranwachsende Söhne und Töchter

Es ist leichter, als du denkst

Ratschläge zur Lebensgestaltung
3. Auflage. Fr. 12.90

Wie die Wohngemeinde zur Heimat wird

Kulturpflege in Dörfern und kleineren Städten
mit Vignetten von H. Tomamichel
In Leinen. Fr. 13.80

Schweizerdeutsche Sprichwörter

4.–6. Tausend. Fr. 3.35

Uf guet Züritütsch

Ein kleines Wörterbuch für den täglichen
Gebrauch
6.–7. Tausend. Kartoniert Fr. 3.35

Schweizerisches Trostbüchlein

Vignetten von Walter Guggenbühl
7.–8. Tausend. Fr. 5.40

S Chindli bättet

Schweizerdeutsche Kindergebete
8.–10. Tausend. Fr. 3.35

Heile heile Säge

Alte Schweizer Kinderreime
15.–17. Tausend. Fr. 3.35

Schweizer Spiegel Verlag